

PREDIGT ZU MATTHÄUS 6, 1-4

- Wermelskirchen, 25. August 2013 (13. Sonntag nach Trinitatis) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

wer von euch würde sagen, dass er fromm ist, dass er oder sie ein frommer Mensch ist? Ich vermute, die allermeisten hätten doch arge Hemmungen, sich selbst so zu bezeichnen. ‚Fromm‘, das klingt ja doch ein bisschen altertümlich und weltfremd, und wer möchte schon altertümlich und weltfremd sein? ‚Fromm‘ – da denkt man an einen Pfarrer aus dem 19. Jahrhundert, mit Backenbart und im steifen schwarzen Rock, der viel Gutes getan und über Jahrzehnte in großer Treue seine Gemeinde betreut und zusammengehalten hat. Pfarrer Dellmann, zum Beispiel, der war vielleicht noch fromm, damals. Aber ich, fromm? Ich weiß nicht...

Oder Tante Friede, die nach dem Tod ihres Mannes jeden Tag in die Kirche ging, um dort eine Kerze anzuzünden, die das Gesangbuch auswendig kannte, die für jeden ein mildes Lächeln hatte und immer ein bisschen nach Mottenkugeln roch – das war eine fromme Frau. Aber ich, fromm? Ich weiß nicht...

Abgesehen davon: ‚Fromm‘ scheint uns ja doch immer noch etwas Löbliches, Vorbildliches zu sein – und wer lobt sich schon gerne selber? In einem Nachruf mag das Wort allenfalls noch seinen Platz haben, aber für uns, die wir mitten im Leben stehen? Nein, nein. Ich fürchte beinahe, die Frommen sterben aus oder sind es sogar längst. Kirche und Christen heutzutage, Pfarrerinnen und Pfarrer wie auch Alltagschristen möchten wohl authentisch sein und zeitgemäß, modern und unangepasst, witzig und meinetwegen auch cool. Aber fromm? Ich bitte Sie...

Und nun hören wir den Predigttext für den Gottesdienst heute morgen und stellen fest:

Jesus findet das offenbar ganz selbstverständlich, dass seine Nachfolgerinnen und Nachfolger fromme Leute sind. Wenn auch auf eine merkwürdige Art und Weise. Aber hören wir selbst, aus dem Matthäusevangelium, dem 6. Kapitel, die Verse 1-4:

„¹Habt Acht auf eure Frömmigkeit, dass ihr die nicht übt vor den Leuten, um von ihnen gesehen zu werden; ihr habt sonst keinen Lohn bei eurem Vater im Himmel. ²Wenn du nun Almosen gibst, sollst du es nicht vor dir ausposaunen lassen, wie es die Heuchler tun in den Synagogen und auf den Gassen, damit sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn schon gehabt.

³Wenn du aber Almosen gibst, so lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut, ⁴damit dein Almosen verborgen bleibe; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten.“

Das ist ja geradezu sprichwörtlich geworden, das Wort von der linken Hand, die nicht weiß, was die rechte tut. Allerdings verwenden wir es heute in der Regel dann, wenn jemand ein bisschen tolpatschig ist und sich schon mal gern selbst im Weg steht. Wenn ich die Termine in meinem Kalender und in meinem Handy durcheinandergeworfen habe, dann wusste meine Linke offenbar wieder nicht, was die Rechte getan hat. Allenfalls bei Organisten und Schlagzeugern ist es von Vorteil, wenn die Linke und die Rechte nichts voneinander wissen, wenn sie so unabhängig sind, dass sie verschiedene Stimmen nebeneinander und ineinander spielen können. Hier aber hat das Wort seinen ursprünglichen Platz: Wenn du Gutes tust, dann tu es so, dass du selbst davon nichts merkst. Und sofort regt sich da natürlich ein Einwand: Ja, wie soll das denn gehen? Gerade das Gute will ich doch ganz bewusst und mit Überzeugung tun?! Aber natürlich ist das nur, wie so oft bei Jesus, eine Übertreibung, eine Zuspitzung, damit wir aufhorchen und uns klar wird, worum es eigentlich geht. Worum aber geht's denn hier eigentlich?

Ein Blick in den Zusammenhang ist oft hilfreich. So auch hier. Unser Predigtwort steht ja nicht im luftleeren Raum, kommt nicht aus einem

chinesischen Glückskeks geflattert, als Motto für den Tag, sondern steht mitten in der großen Rede Jesu, die man sehr treffend „Das Grundgesetz des Reiches Gottes“ genannt hat: Die Bergpredigt. Hier, am Anfang des Matthäusevangeliums, geht es ums Ganze, hier steckt Jesus das Feld ab, auf dem er ackert und auf dem Gott wachsen läßt. Mit den berühmten Seligpreisungen beginnt diese Rede: Zu Jesu Füßen sitzen die Jüngern, um sie herum das Volk, neugierig auf diesen noch recht unbekanntem neuen Prediger, und sie hören: Selig seid ihr, wenn ihr nach den Maßstäben dieser Welt am falschen Ende gelandet seid, denn gerade euch ist Gott besonders nahe! Ja, gerade ihr sollt diese Welt verändern, sollt Salz und Licht sein (noch so ein Sprichwort!), sollt die Würze Gottes unter das Volk bringen, damit die Welt nicht dumm und dunkel bleibt. Und wie soll das geschehen? Wie sollt ihr die Welt zum Guten verändern? Indem ihr das Wohl des Mitmenschen sucht, indem ihr euer Leben nicht als Ausrede für verpasste gute Taten benutzt, sondern das Gute beim Schopfe ergreift, wo es sich bietet. Und zwar vor allem vor der eigenen Haustür: In der Ehe, im Gespräch, in den ganzen kleinen Nicklichkeiten des Alltags, wenn ich geärgert oder beschämt werde – gerade da soll sich zeigen, wer Geistes Kind ich bin. Und zwar alles unter der einen Prämisse, nach dem einen Maßstab, der für alle und für alle gilt: „Liebe deinen Nächsten, sogar wenn er dein Feind ist. Liebe deinen Nächsten, und dann tu das einzig Richtige. Schau deinen Nächsten mit Liebe an, dann wirst du schon wissen, was zu tun ist.“ Das Gesetz, das Gebot ist nicht Ausrede für das, was ich dann nicht mehr zu tun brauche, wenn es im Gesetz nicht ausdrücklich erwähnt wird, sondern es wird Hinweis darauf, wo diese Liebe zum Nächsten überall zu finden und zu tun sein könnte.

Und dann kommt eben jene erstaunliche Wendung: Nach der Außenseite des Glaubens, sozusagen, von dem, was andere in meinem Handeln sehen, geht es nun um die Innenseite des selben Glaubens. Nachdem Jesus meine Beziehung zum Mitmenschen auf die Füße gestellt hat, stellt er nun die Frage, wie es um meine Beziehung zu Gott bestellt ist. Eben das nennt er ‚Frömmigkeit‘. Und er macht sie fest an drei konkreten Feldern, die er nicht zufällig aus dem klassischen Repertoire jüdischer Frömmigkeit nimmt. Beten, Fasten und Almosengeben – darin äußert sich, darin zeigt sich, darin lebt, gut jüdisch, meine

Gottesbeziehung. Beim Beten leuchtet das unmittelbar ein. Wo, wenn nicht hier, zeigt sich, wer Gott für mich ist? Wo, wenn nicht hier, schlägt das Herz meines Glaubens? Hier, genau an dieser Stelle, hat das berühmteste aller Gebete, das Vaterunser, seinen Platz. Das kindliche Gebet zum liebenden Vater, der weiß, was ich nötig habe, und den ich deswegen nicht mit vielen Worten bequatschen muss, sondern dem ich mich einfach anvertraue mit allem, was ich habe und was ich brauche. Hier, im Herzen des Glaubens, braucht es keinen Wortschwall, keine kunstvolle Rede, sondern nur das einfache, ehrliche: Dein Wille geschehe, auch bei mir.

Auch das Fasten ist nichts, was andere an mir sehen und bewundern sollen; es ist eine einfache Übung der Konzentration auf das Wesentliche: Wer für eine gewisse Zeit verzichtet, wird frei, aber eben vor allem: Frei für Gott und seine Welt. Wer für eine gewisse Zeit das tägliche Brot ins zweite Glied rücken läßt, entdeckt die Wahrheit neu, die Jesus kurz darauf ausspricht: Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann wird euch alles andere zufallen. Fasten macht frei – frei von Sorgen und frei für Gott. Darum aber gehört es nicht ins Schaufenster, sondern in die stille Kammer, wie das Gebet, denn es geht es niemanden etwas an als alleine mich und Gott. Das kann übrigens auch mal ganz schön schmerzlich sein, sich Gott so unmittelbar auszusetzen, und das ist auch unter anderem ein Grund, warum mir diese ‚Sieben-Wochen-ohne‘-Aktionen immer etwas suspekt sind: Ich habe da immer den leisen Verdacht, dass aus einer Vertiefung nach innen nun eine neue ‚Wellness-Experience‘ geworden ist, mit dem man sich dann auch wieder ganz prima sehen lassen kann. Aber das nur so nebenbei...

Und schließlich also das Almosengeben – beziehungsweise: Nicht schließlich, sondern als erstes! Denn auffällig steht diese Übung am Anfang der drei Formen von Frömmigkeit. Schon das lässt aufhorchen. Ist denn das Spenden, das Almosengeben, ist das nicht ein Teil der Außenseite des Glaubens? Gehört es also nicht eher zu den anderen Themen wie Ehrlichkeit, Nächstenliebe, Treue oder Sanftmut? Ja und nein. Es ist etwas, das man sehen kann – aber eben nicht sehen soll, sagt Jesus. Wenn es aber geschieht um gesehen zu wer-

den, dann ist etwas damit faul. Anders als Nächstenliebe und Schwurverbot, anders als eheliche Treue und Versöhnungsbereitschaft gehört das Spenden offenbar nicht zu den Dingen, die die Menschen bei den Nachfolgern Jesu sehen sollen. Almosen zu geben ist offenbar keins der guten Werke, die die Menschen dazu bringen sollen, den Vater im Himmel zu preisen. Und das finde ich höchst interessant: Was den Jüngern Jesu, Männer wie Frauen, im 5. Kapitel bei Matthäus nahegelegt wird, ist für die Öffentlichkeit bestimmt. Wer mir nachfolgt, sagt Jesus, soll durchaus auffallen: Durch Verzicht auf Rache, durch ehrliches, klares Reden, durch Hochhalten des Eheversprechens und besonders durch Feindesliebe. Die Mildtätigkeit aber, das Almosengeben – das ist, wie das Fasten und das Beten, eine Sache zwischen mir und Gott, und zwar zwischen mir und Gott alleine!

Warum? Ein Motiv scheint mir vor allem dahinter zu stehen. Wenn ich mich im Beten ganz dem liebenden Vater anvertraue, wenn ich mich im Fasten für eine Weile von der täglichen Sorge ums Brot zurückziehe, um Gott näher zu kommen, dann ist das Almosengeben, also der Verzicht auf einen Teil meiner Habe, wohl eine weitere Übung im Gottvertrauen: Ich kann abgeben, weil ich darauf vertraue, dass Gott mir alles geben wird, was ich zum Leben brauche. Ich übe mich darin, Gott als den Geber aller Gaben zu erkennen, indem ich selbst das Abgeben übe. Es geht an dieser Stelle also – auch wenn das etwas merkwürdig klingt – gar nicht um die Empfänger meiner Spenden. Die mögen sich darüber freuen, es mag Gutes daraus entstehen, das ist auch in Ordnung, aber *mir* soll das an dieser Stelle gerade egal sein. Ich spende nicht, weil mir dieses oder jenes Projekt besonders am Herzen liegt, weil mir dieser Bettler leid tut (und der andere, der mir nicht überzeugend genug leidet, bekommt dann eben nichts), sondern weil ich das Abgeben einüben und das Vertrauen lernen will. Und das geht nun mal niemanden etwas an. Weder den Empfänger meiner Gabe noch meine Mitmenschen, von denen ich mir vielleicht

doch auch ein klein wenig Bewunderung verspreche. Nein, es geht nicht um meine mehr weniger große Großzügigkeit, es geht nicht um Unterstützung besonders würdiger Projekte und Anliegen, es geht – jedenfalls an dieser Stelle und in diesem Zusammenhang – darum, dass ich im Abgeben reicher werde, reicher im Blick auf Gott, tiefer in meiner Beziehung zu ihm, gewisser im Vertrauen auf den Vater und Geber aller Gaben.

So halte ich denn auch das Geben vor mir selbst verborgen (das meint die Rede von der Linken, die nicht wissen soll, was die Rechte tut): Ich überlege nicht, was aus meiner Spende wird, ich rechne nicht nach, ob es sich auch lohnt, ich frage nicht, was ich so oder so davon habe, sondern ich gebe aus freien Stücken und vergesse danach sofort wieder, dass ich soeben etwas gespendet habe. Gerade weil das so seltsam klingt, gerade weil es zunächst so unsinnig scheint – natürlich wollen wir sinnvolle und gute Projekte unterstützen, natürlich wollen wir sicher sein, dass unser Geld auch dort ankommt, wo es gebraucht wird, natürlich wollen wir unsere Spenden nicht zum Fenster hinauswerfen – gerade darum ist es an dieser Stelle wichtig, den tieferen Sinn des Spendens zu verstehen: Es ist eine Einübung ins Vertrauen, es ist Ausdruck meines Glaubens, dass Gott mich in seiner Hand hält und mir gibt, was ich zum Leben brauche. Es ist sozusagen die Kehrseite, der sichtbare (oder besser: *unsichtbare*) Ausdruck dessen, was Luther im Kleinen Katechismus so schön gebündelt hat: *„Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält; dazu Kleider und Schuh, Essen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Acker, Vieh und alle Güter; mit allem, was not tut für Leib und Leben, mich reichlich und täglich versorgt, in allen Gefahren beschirmt und vor allem Übel behütet und bewahrt; und das alles aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohn all mein Verdienst und Würdigkeit...“* (Kl. Kat.)

Und weil ich das glaube, weil ich diesen Glauben, dieses Vertrauen immer mehr und

immer tiefer einüben will, darum gebe ich ab von meinem Gut, aus freien Stücken, ohne zu fragen wohin und wofür, ohne dass jemand davon etwas mitbekommt, ohne dass ich eine Spendenquittung verlange und mir hinterher meinen Anteil von der Steuer wiederhole.

Ich spende und habe im selben Moment schon wieder vergessen, dass ich eben gespendet habe; nur das erinnert mich noch an mein Almosen: Die frohe und freie Gewissheit, Gottes Kind zu sein und bei ihm gut aufgehoben und bestens versorgt zu sein. Und genau das ist Frömmigkeit, genau das heißt wohl, fromm zu sein: Sich immer wieder bewusst machen, wer Gott für uns ist. Dieses Vertrauen immer wieder einzuüben, auf unterschiedliche Weise, sei es durch Fasten oder Beten oder Abgeben oder auch auf andere Weise: Von mir wegzusehen und den Blick auf Gott immer wieder einzuüben. Und zu entdecken, wie wohl es tut, sich in seiner Hand zu wissen. Was immer mir dazu hilft, ist eine gute Übung in Frömmigkeit.

Das bedeutet natürlich nicht – nebenbei gesagt – dass es darüber hinaus nicht sinnvoll und richtig sein kann, zu fragen, wofür ich spenden soll und wo mein Geld landet. Selbstverständlich soll ich diese Fragen an der richtigen Stelle stellen. Ebenso wie das Vaterunser ja kein Verbot anderer Gebete meint. Natürlich dürfen in einem Gottesdienst auch längere, schön formulierte Gebete vorkommen. Die Psalmen selbst sind ja solche feierlichen Gebete, mit denen wir das Beten lernen und einüben können. Und auch beim Fasten kann es natürlich noch andere gute Gründe geben, mal auf das eine oder andere zu verzichten und das vielleicht auch mit andern zusammen zu probieren. Das alles bleibt uns unbenommen. Aber wenn es um den Kern geht, um den tieferen Sinn von Fasten, Beten und Spenden, dann ist es gut, sich von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, worum es zutiefst und zuletzt geht: Um die Einübung des kindlichen Vertrauens, um eine schlichte, dankbare Frömmigkeit der offenen Hand: Die Hand, die abgeben kann, weil sie weiß, dass Gott sie füllt.

Und in diesem Sinne möchte ich dann doch ein bisschen frommer werden, Schritt für Schritt, auch ohne Backenbart und Geruch nach Mottenkugeln. Wenn das Frömmigkeit ist: Mich bei Gott geborgen zu wissen und mich durch das Wegsehen von mir selbst daran erinnern zu lassen, dann könnte mir solche Frömmigkeit, glaube ich, doch ganz gut tun. Selbst, ja gerade dann, wenn sonst niemand etwas davon mitbekommt.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“